Newsletter vom 29. Juni 2025

Inhalt

Über Mythen, Märchen und Jammern auf hohem Niveau 1
28. Juni 2025, Timotheus Bruderer 1
Wenn Bildungsreformen Privilegierte bevorteilen 2
Journal 21, 15. Juni 2025, Carl Bossard 2
Innere Kündigung – oder: Die Volksschule verliert ihre erfahrensten Lehrpersonen 5
Condorcet Bildungsperspektiven, 22. Juni 2025, Niklaus Gerber 5
Das Langzeitgymi abschaffen? 7
Tages-Anzeiger, 24. Juni 2025, Zürich, Nina Fargahi 7
«Diese Heidiland-Diskussion ist obsolet» 9
NZZ, 16. Juni 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe 9
Gehirnjogging und Frühförderung: «Das ist Quatsch» 10
NZZ am Sonntag, 22. Juni 2025, Wissen, Manuel Stark 10
Treibt die Schule den Mädchen die Mathe aus? 12
NZZ am Sonntag, 22. Juni 2025, Wissen, Nicola von Lutterotti 12
Gleich gut, aber schlechter benotet 14
Tages-Anzeiger, 26. Juni 2025, Politik & Wirtschaft, Oliver Zihlmann 14
Zürcher Jugendliche fordern späteren Schulbeginn 16
NZZ, 26. Juni 2025, Zürich und Region, Francesca Prader 16
Wo noch immer viele Lehrpersonen fehlen 18
Tages-Anzeiger, 25. Juni 2025, Zürich, Nina Fargahi 18

Über Mythen, Märchen und Jammern auf hohem Niveau

28. Juni 2025, Timotheus Bruderer

Laut Wikipedia ist das aus dem Griechischen stammende Wort «Mythos» in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Erzählung, die natürliche oder soziale Phänomene erklären oder veranschaulichen soll. An und für sich nichts Verwerfliches, solange die «Moral von der Geschicht» im Fokus bleibt. In den späten 60er Jahren wurden aber die Mythen ihrer Moral entkleidet und zurück blieben lediglich «Märchengeschichten». Carl Bossard erläutert: «Mythen wurden für irrelevant erklärt und die Narrative guter Geschichten amputiert.» Die Ironie: In den heutigen Mythen ist nicht die Geschichte, sondern ihre Veranschaulichung ein Märchen – also das, was sie uns vermitteln und glauben machen wollen. Einige dieser modernen «Märchen-Mythen» finden sich leider auch in der Bildungswelt.

In dieser Newsletter-Ausgabe wird gleich mit mehreren Märchen aus der Bildungswelt aufgeräumt. In seinem Kommentar zum Essay «Die Pädagogik der Privilegierten» von Roland Reichenbach ent-

larvt Carl Bossard das Märchenhafte hinter den Begriffen wie «Chancengerechtigkeit» oder «Individualisierung». Der augenwischende Schleier um das Narrativ wird entkleidet – zurück bzw. darunter bleibt die nackte Tatsache. Denn die angestrebte Chancengerechtigkeit an den Schulen führt in der Realität zu einer Gleichmacherei, die Individualisierung zu einer Isolierung zwischen Schüler und Lehrer. Leiden darunter tun sowohl die lernschwächeren wie auch -stärkeren Schulkinder.

Doch auch die Lehrpersonen leiden. Der Artikel von Niklaus Gerber «Innere Kündigung» gibt einen traurigen, aber wichtigen Einblick in den schwierigen Berufsalltag der Kronjuwelen unseres Bildungssystems: der langjährigen und erfahrenen Lehrpersonen. Sie sind die Veteranen an der Bildungsfront. Ihre innere Resignation darf nicht mehr bloss aufhorchen lassen – sie muss zu einem Aufschrei in der Gesellschaft führen. Die Salve der Kritik ist breit, jedoch kein Schuss ins Blaue. Sie richtet sich gezielt an die Adresse der Politik, der Schulbehörden, der Schulleitungen und nicht zuletzt an die Kinder und deren Eltern.

Auf erfrischende Art entzaubert der Max-Planck-Forscher Michael Skeide in seinem Interview die geglaubten Märchen über Frühförderung und Transferlernen. Er warnt: «Wenn Eltern versuchen, alles Mögliche zu fördern, kann das überfordern.» Hier lässt sich der Kreis zur Kritik der Lehrpersonen an die Eltern schliessen. Denn es gibt eine Art der Frühförderung, die funktioniert und später alle Beteiligten vor einer Überforderung bewahrt. Sie nennt sich «Erziehung». Klar, sie ist mit viel Aufwand, Zeit und Energie verbunden. Dafür ist sie aber kostenlos und zahlt sich mittel- und langfristig dennoch aus. Der einzige Haken: Für diese Art von Frühförderung klingeln weder beim Staat noch in der Privatwirtschaft die Kassen. Ist das vielleicht der Grund, weshalb die Erziehung immer mehr in den Hintergrund verdrängt wird? An einer starken Volksschule und nicht zuletzt funktionierenden Gesellschaft führt aber kein Weg vorbei. Denn wie der Schriftsteller Jeremias Gotthelf sagte: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland.»

Der alten Leier über die Geschlechter- und Noten-Diskriminierung scheinen die Strophen wohl nie auszugehen. Mal trifft es die Mädchen, mal die Buben. Für mich in den ernsthaften Zeiten des Lehrermangels – lesen Sie hierzu den letzten Artikel – eher ein «Jammern auf hohem Niveau». Des Lamentierens ebenfalls bemächtigt, pochen einige Jugendliche in der Stadt Zürich auf ihr «Recht auf Freizeit» und dass der morgendliche Unterricht erst ab 8:30 Uhr erfolgen soll. Klar, Frühaufstehen mag nicht allen eine Freude zu bereiten. Doch vermisse ich in dieser politischen Debatte die bescheidene Rückfrage, wann diese Jugendlichen jeweils zu Bett gehen. Und wie viele Stunden pro Tag sie an ihren Handys verbringen. Über Kausalitäten sollten diese Jugendliche schon einmal im Unterricht gehört haben. Vielleicht fanden diese Lektionen jedoch in den frühen Morgenstunden statt…

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!

Timotheus Bruderer

PS: Der nächste Newsletter folgt am 24. August. Das Redaktionsteam wünscht eine erholsame Sommerzeit!

Wenn Bildungsreformen Privilegierte bevorteilen

Journal 21, 15. Juni 2025, Carl Bossard

Bildungsgerechtigkeit! Ein grosses Wort. Bildungsforscher führen es gerne im Mund – als Imperativ für Schulreformen! Doch der radikale Umbau des Unterrichts hat eher das Gegenteil bewirkt. Ein kluger Essay von Roland Reichenbach erhellt die Zusammenhänge.

Zum rituellen Kahlschlag der 68er gehörten auch Mythen. Radikal räumten sie mit ihnen auf. Auch Tell ging es an den Kragen – nicht nur mit Max Frischs Gegengeschichte «Wilhelm Tell für die

Schule». Mythen wurden für irrelevant erklärt und die Narrative guter Geschichten amputiert. Sie fielen dem Faktencheck zum Opfer und verschwanden. Später tauchten sie andernorts und in anderer Form wieder auf, beispielsweise im Schulwesen.

Von den sieben Mythen des Lernens

Pädagogische Mythen prägten und bestimmten den Bildungsdiskurs der vergangenen Jahre. Mit apodiktischer Wucht wirkten sie – Widerspruch unnütz! Wer beispielsweise das frühe digitale Lernen oder die beiden Fremdsprachen auf der Primarstufe kritisch kommentierte, landete sehr schnell in der Ecke der Ewiggestrigen.

In seiner neuen Publikation «Die Pädagogik der Privilegierten» hinterfragt der Ordinarius für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Universität Zürich, Roland Reichenbach, solch gängige Vorstellungen.[1] Dazu gehörten Prinzipien wie «Selbstorganisiertes Lernen SOL» und «Eigenerfahrung», «Auf gleicher Augenhöhe» oder «Vom Lehren zum Lernen». Die Mythen des Lernens, so der Hochschullehrer, seien inhaltlich eng miteinander verbunden. Er reiht sie ein unter die beiden mythisch überhöhten Hauptbegriffe «Eigenverantwortung» und «Individualisierung».

Hohe Erwartungen an schwache Begriffe

Diese kategorisch formulierten Absichten bezeichnet Reichenbach als modische, oft unbewiesene Überzeugungen; sie kämen Axiomen gleich. Doch nicht die «Eigenerfahrung» an sich – um ein Beispiel zu nennen – sei der eigentliche Mythos. Mythisch sei die Bedeutung, die diesem Phänomen beim Reden über das Lernen zugeschrieben werde. Der übertriebene Stellenwert und die bedauerliche Einseitigkeit im pädagogischen «Diskurs» machten den Mythos der «Eigenerfahrung» aus.[2] Damit verbunden seien implizit oder explizit viel zu hohe Erwartungen an den jeweiligen Begriff. Der pädagogische Alltag könne diese Verheissungen meist gar nicht einlösen. Wenn Bildungsversprechen und Schulwirklichkeit nicht übereinstimmen, leidet bloss die Wirklichkeit. Das zeigt sich auch beim Frühfranzösisch.

Mythen verstärken soziale Unterschiede

Eigentlich wissen wir es schon lange. Doch manche Bildungsexperten zeigen sich erkenntnisresistent: Die vielen Innovationen in den Lehr- und Lernformen bringen nicht das, was sie prophezeien, nämlich bessere Lernleistungen für alle. Und ebenso wenig generieren sie gerechtere Bildungschancen für Kinder aus engen sozialen Verhältnissen.

Das Absurde am Ganzen: Mit den vielen Innovationen benachteiligt die Schule genau solche Kinder. Dies geschieht paradoxerweise durch das, was diese Jugendlichen in ihrer Selbstständigkeit vermeintlich fördern und stärken soll. Der Grund: Wer wegrückt vom dialogischen Lernen in der Klassengemeinschaft und hinzielt zum selbstorganisierten Individuallernen, privilegiert bestimmte Schüler und verstärkt gleichzeitig bestehende Unterschiede.

Der Matthäus-Effekt: Wer hat, dem wird gegeben

Die Bildungsschere zwischen Kindern aus sogenannt bildungsnahem Elternhaus und jenen aus einem angeblich bildungsfernen Sozialmilieu weitet sich. Die aktuellen Vergleichsstudien und ihre Resultate verdeutlichen es. Roland Reichenbach, selbst ausgebildeter Primarlehrer, hat ein feines Sensorium für solche Entwicklungen. Eine seiner Kernthesen: Eine Pädagogik, die das einzelne Kind und sein selbstorientiertes Lernen ins Zentrum rückt, fördert vor allem leistungsstarke und privilegierte Kinder. Sie profitieren von dieser Freiheit und vom selbstständigen, eigenverantworteten Lernen. Daran sind sie sich von daheim aus eher gewohnt. Das Elternhaus bringt Bildungsvorteile. Wer hat, dem wird gegeben: der berühmte Matthäus-Effekt!

Lernschwächere Schüler dagegen bräuchten einen stärker angeleiteten Unterricht; sie wären angewiesen auf klare Vorgaben und eine stützende Strukturierung der Arbeitsabläufe. Und sie kommen

---

[1] Roland Reichenbach: Die Pädagogik der Privilegierten. Ein Essay. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2025

[2] a. a. O., S. 15

nicht ohne regelmässiges und intensives Üben aus. Doch vieles davon gilt Bildungsreformen als zu wenig fortschrittlich und zu lehrerzentriert. Damit unterstützen sie bereits bevorteilte Kinder – und verschleiern gleichzeitig die sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen den Schülerinnen und Schülern einer Klasse.

Guter Unterricht lebt vom Dialektischen

Roland Reichenbach ist kein Mythen-Zertrümmerer. Ganz im Gegenteil. Er zeigt lediglich auf, dass pädagogischen Mythen vielfach der gleichwertige Gegenbegriff fehlt. Was bedeuten beispielsweise die reformpädagogischen Edelvokabeln «aktives» Lernen, «offenes» Lernen?, fragt sich Reichenbach. Und weil den Mythen das Komplementäre fehlt, forcieren sie eine «Vereindeutigung» des pädagogischen Denkens.[3]

Doch guter, bildungswirksamer Unterricht ist ein dialektischer Prozess, ein Sowohl-als-auch, kein Entweder-oder. Dazu gehören beispielsweise das Zusammenspiel zwischen Instruktion und Konstruktion, das Junktim zwischen dem lehrergelenkten Impuls-Geben und dem schülerzentrierten Selber-Tun, die Wechselwirkung zwischen Freiheit gewähren und den Schülern gleichzeitig Halt und Sicherheit vermitteln. Das Anspruchsvolle der Bildungsprozesse, das Dialektische! Es ist die Kombination von zwei Handlungen, die sich vordergründig widersprechen und gleichzeitig bedingen, beispielsweise standhaft sein und zugleich nachsichtig, flexibel bleiben und doch konsequent sein. Das wieder zu erkennen und zu praktizieren, dafür macht sich Roland Reichenbach stark. Er tut dies unaufgeregt, undogmatisch.

Als Verehrer der heiligen Dialectica weiss er um die Spannungsfelder des pädagogischen Alltags und ihren konstitutiven Wert. Reichenbachs kluger Essay «Die Pädagogik der Privilegierten» regt hier zum (Nach-)Denken an.

Die Farben der Schule sind die Zwischentöne

Ein persönliches Postskriptum: Es kommt mir vor, als müssten wir zuerst wieder Hell und Dunkel erkennen und uns so bewusst werden, dass dies bloss zwei Pole sind. Dazwischen liegen unzählige Schattierungen. Vielleicht sind die Farben der Schule eben die Zwischentöne. Oder konkret und als dialektische Antithese zum Mythos «Selbstorganisiertes Lernen SOL» formuliert: So viel Autonomie der Lernenden wie möglich, so viel Unterstützung und Hilfe durch die Lehrerinnen und Lehrer wie nötig. Damit wäre lernschwächeren Kindern und der Bildungsgerechtigkeit weit mehr gedient als mit falsch verstandenen Mythen. Roland Reichenbachs drängendes Anliegen!

---

[3] Vgl. Thomas Bauer: Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Stuttgart: Reclam, 2023, S. 12

Innere Kündigung – oder: Die Volksschule verliert ihre erfahrensten Lehrpersonen

Condorcet Bildungsperspektiven, 22. Juni 2025, Niklaus Gerber

Langjährige und erfahrene Volksschul-Lehrpersonen mutieren zunehmend zu verwaltenden Personen. Sie hängen sich vom Reform-Zug ab und machen nur noch ihre Arbeit – «Dienst nach Vorschrift» nennt man das. In den Schulentwicklungsvorhaben erkennen sie den Sinn und den vermeintlichen Mehrwert nicht mehr. Das langjährige Grundverständnis einer guten Schule wird erschüttert. Ihre Vorstellung divergiert mit den Erwartungen, welche die Schulleitung an sie stellt.

Die kritischen Stimmen zum System Volksschule häufen sich. Am Pranger steht insbesondere der Lehrplan 21 und die zahlreichen Reformen der letzten Jahre. Befürworter derselben argumentieren mit dem Generationen-Gap. Wenn es um die Durchsetzung von Schulreformen geht, dann wird die ältere Garde der Lehrpersonen oft der reform-bremsenden, die jüngeren Kolleginnen und Kollegen hingegen der reform-fördernden Fraktion zugeordnet. Das ist ein fataler Trugschluss und eine Diskreditierung langjähriger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Trennlinie verläuft keineswegs zwischen Alt und Jung, sondern querbeet durch das Kollegium. Dabei gehen die Lehrpersonen auf unterschiedliche Weise mit der Situation um: Sie retten sich in die Pension oder quittieren ihren Job[4] oder verbleiben mit innerer Kündigung an der Schule. Während die ersten zwei Fälle einer üblichen Fluktuation entsprechen, lässt die Schule bei Lehrpersonen mit innerer Kündigung ein grosses Potenzial verkümmern.

Wie zeigt sich innere Kündigung?

Sie zeigt sich auf verschiedene Art und Weise. Die Anzeichen kann eine aufmerksame Schulleitung erkennen:
Desinteresse. – Lehrpersonen verlieren das Interesse an der Schule und sind nicht mehr bereit, in Teams, Arbeitsgruppen, Projekten etc. aktiv mitzuwirken.
Ermüdung. – Lehrpersonen mögen nicht mehr dagegen ankämpfen, dass der Kernbereich «Unterricht» von Nebenschauplätzen verdrängt wird.
Unzufriedenheit. – Sie entwickeln eine negative Einstellung vielem gegenüber. Den Unmut äussern sie unter anderem im Kollegium, wo sie andere anstecken können.
Kompensation. – Um ihre Lebensqualität hochzuhalten, verlegen Lehrpersonen den Fokus von der Schule in den Freizeitbereich und zu den Hobbies. Hier erfahren sie Genugtuung.
Abwesenheiten. – Ihre Fehlzeiten nehmen zu und sie lassen sich häufiger krankschreiben. An Sitzungen und schulischen Veranstaltungen nehmen sie nicht mehr oder nur unter Zwang teil.
Resignation. – Die Beziehungen zu den Schülerinnen und Schülern, zum nicht gleichgesinnten Kollegium und insbesondere zur Schulleitung ist emotional distanziert.

Kritik auf mehreren Ebenen

An die Adresse der Politik und Schulbehörden

«Stoppt die Reformen!» ist vermehrt zu vernehmen. Gleichzeitig wird gefordert, dass der Lehrplan nach 10 «Betriebsjahren» mit Beteiligung erfahrener Lehrpersonen entlastet wird. Erwartet werden

[4] Die Hälfte der über 55-jährigen Lehrpersonen kehren der Schule den Rücken. L-CH. Standpunkte: Warum verlassen manche Lehrpersonen den Beruf, während andere bleiben? https://www.lch.ch/standpunkte/detail/warum-verlassen-manche-lehrpersonen-ihren-beruf-waehrend-andere-ihm-treu-bleiben. 2022.

inhaltliche und strukturell-organisatorische Anpassungen[5]. Neben diesen sollen unausgereifte Informatik-Applikationen[6] nicht in die Schule gelangen.

An die Adresse der Schulleitung

Die Schulleitung soll sich nicht ständig und unreflektiert den neuen pädagogischen Strömungen anpassen; auch nicht den gesellschaftlichen. Die Kernfrage des Mehrwerts schulischer Entwicklungsmassnahmen sei immerzu zu stellen. Lehrpersonen kritisieren insbesondere, dass neben den vielen Reformen die Umgebungsfaktoren des Unterrichts zu wenig Beachtung finden. Zu den häufig gehörten Beispielen gehören die Hausordnung[7], die Pflege des sozialen Umgangs[8], das Aufzeigen von Regeln und Grenzen[9], der Umgang mit Konflikten[10].

An die Adresse der Schülerinnen und Schüler und ihrer Eltern

Die Streubreite innerhalb heutiger Volksschulklassen ist gross. Das Leistungsvermögen der Schülerinnen und Schüler ist das eine Problem, gleichzeitig sind die Verhaltensauffälligkeiten kräftezehrende Herausforderungen, die den Lehrpersonen an die Substanz gehen. Bezüglich Umgangsformen bringen viele Kinder bestimmte Eigenschaften nicht mehr mit, weil sie von den Eltern nicht mehr vorgelebt werden. Einfache Umgangs- und Kommunikationsformen sind ihnen fremd. Begegnungen mit ihnen sind anspruchsvoll und häufig nicht mehr von Respekt und Anstand geprägt. Bezüglich Lernbereitschaft fehlt es an Fleiss, Engagement und Durchhaltevermögen. Sie werden dem «Strebertum» zugeordnet. Die Bereitschaft, mehr als das Minimum zu leisten, ist verblasst und das Interesse am Lernen und am Bildungszuwachs hat abgenommen. Hausaufgaben als wichtiger Teil des mehrfachen Lernens, der Vertiefung und Festigung eines Lerninhalts ist auch wegen des Lehrplans 21 in den Hintergrund gerückt. Zudem führt ein fehlendes Bildungsverständnis dazu, dass die Schülerinnen und Schüler die Verantwortung für das eigene Lernen nicht mehr übernehmen.

Folgerung: In der Summe der Volksschul-Kritik wird gar von einem Systemversagen[11] gesprochen. Die Stimmen, wonach die Abwärtsspirale gestoppt werden muss, ist unüberhörbar.

Weniger Reformen – mehr Führung

Die Erwartungen an die verantwortliche Schulführung sind vielschichtig. Im Grundtenor tönt es heute nach Rückbesinnung; nicht zu verwechseln mit Rückwärtsorientierung. Vielmehr geht es um Werte, die an der Schule lange Zeit erfolgreich waren, gepflegt wurden und nun zunehmend am Verwässern sind. Der Ruf nach weniger Reformen und mehr Schulleitung ist spürbar. Das Lager der reform-kritischen Lehrpersonen wird grösser. Die Sinnfrage nach der Wirkung ständiger Veränderungen beschäftigt das lehrende Kollegium.

---

5 Beispiele sind die Diskussionen um das Frühfranzösisch, um die Thematik Integration versus Separation, um Notengebung, um späteren Schulbeginn, um die grundlegenden Basiskompetenzen, usw.

6 In der Stadt Bern wurden in den letzten Jahren mit dem Informatikprojekt «base4kids» grosser Unmut und viel Aufwand ausgelöst.

7 Im Schulhaus hängende Plakate nützen nichts, wenn sie a) mit den Klassen nicht aktiv thematisiert werden und b) wenn die Nichtbeachtung keine Folgen hat. Der Kontakt zum Hausdienst und die aktive Zusammenarbeit zählen hier zu den Erfolgsfaktoren.

8 Weniger Ablenkungen resp. die aktive Förderung des sozialen Umgangs unter den Schülerinnen und Schülern wird explizit gewünscht. Hier gehören auch die Smartphone- und Smartwatch-Regelungen dazu.

9 Das pädagogische Konzept HAG (Hinschauen – Ansprechen – Grenzen setzen) zeigt die Grundbotschaft einer Schule.

10 Gerber, N. (2024). Neue Autorität: Neuer Wein in alten Schläuchen? https://condorcet.ch/2024/06/neuer-wein-in-alten-schlaeuchen/

11 Aus fremder Feder. Komplettes Systemversagen: Wurden Hilferufe von Lehrkräften jahrelang ignoriert? https://condorcet.ch/2025/06/komplettes-systemversagen-wurden-hilferufe-von-lehrkraeften-jahrelang-ignoriert/ 8.6.2025

Die Ansprüche haben nichts mit «alter Schule» zu tun. Wenn sich die Lehrpersonen von der Schulleitung – gerade auch bei Themen rund um einen geordneten Schulbetrieb – nicht mehr unterstützt fühlen, macht sich Resignation bemerkbar. Es stimmt nachdenklich, wenn sich langjährige Pädagoginnen und Pädagogen mehrere Jahre im Voraus nach ihrer Pensionierung sehnen, den Mut jedoch nicht aufbringen, die Schule zu verlassen. Ergo bleibt die innerliche Verabschiedung.

Fazit

Innere Kündigungen von Lehrpersonen sind ein Indikator, dass der Faden zwischen Schulleitung und den betroffenen Lehrpersonen gerissen ist. Es ist deshalb wichtig, dass die Führung ein offenes Ohr für die Anliegen ihrer wichtigsten Mitarbeitenden hat, die Rauchzeichen wahrnimmt und frühzeitig das Gespräch sucht, wenn sich im Kollegium spürbarer Unmut breit macht. Regelmässige Feedback-Runden und eine wertschätzende Schulkultur können helfen, Anzeichen der inneren Kündigung rechtzeitig zu erkennen und entsprechend Gegensteuer zu geben. Ausserdem wird erwartet, dass sich das Leitungsgremium gegen fragwürdige[12] Reformen wehrt und sich nicht instrumentalisieren lässt. Die Schule muss sich weiterentwickeln, doch soll sie sich auch werte-bezogen auf Altbewährtes rückbesinnen. Weiterentwicklung bedeutet nicht immer mehr. Oftmals gilt «weniger ist mehr».

Niklaus Gerber

Nach der Berufslehre als Maschinenmechaniker an der Technischen Fachschule Bern studierte Niklaus Gerber Maschinenbau an der Berner Fachhochschule. Nachdiplomausbildungen folgten in den Bereichen Computertechnologien, Betriebswirtschaft, Strategisches Management von Schulentwicklungen sowie E-Learning und Wissensmanagement.

Heute ist er Inhaber und Geschäftsleiter der Beratungsfirma „NORDWÄRTS – Kompass für kompetente Führung“ https://www.nord-waerts.com. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liegt in der Führungsunterstützung von Leitungspersonen. Neben seinen Mandaten publiziert er regelmässig zu Themen aus dem Bildungsbereich, der Politik und dem Management.

Das Langzeitgymi abschaffen?

Tages-Anzeiger, 24. Juni 2025, Zürich, Nina Fargahi

Zürcher Kantonsrat • Die Debatte endete mit einem deutlichen Resultat. Eine Mehrheit des Parlaments verteidigt das Modell als wichtige Option für Leistungsstarke.

Der Kanton Zürich gehört zu den zehn Kantonen in der Schweiz, die noch ein Langzeitgymnasium kennen. Das heisst, dass die Selektion nach der 6. Primarschule stattfindet, wenn die Kinder zwölfjährig sind. Es gibt aber die Möglichkeit, später noch aus der Sekundarschule ins Kurzzeitgymnasium zu wechseln - auch wenn Studien belegen, dass dies schwieriger ist.

Der neueste Schweizer Bildungsbericht zeigt: Je nach sozioökonomischem Hintergrund der Eltern haben Kinder unterschiedlich grosse Chancen für einen Eintritt in ein Langzeitgymnasium. Oder anders gesagt: Das Portemonnaie der Eltern bestimmt mit, wer es ins Gymnasium schafft. Und auch, wer dort bleibt.

Teure Kurse für die Vorbereitung auf die Gymiprüfung erleben seit Jahren einen Boom. Auch sogenannte Probezeitkurse sorgen dafür, dass leistungsschwache Kinder nicht nur ins Gymi kommen, sondern auch dort bleiben. So heisst es im Bildungsbericht: Jene, die Nachhilfeunterricht in Anspruch nahmen, waren im Gymnasium erfolgreicher als jene, die das nicht taten.

---

[12] Das Wort «fragwürdig“ meint, es ist würdig – also angebracht – etwas zu (hinter-)fragen.

Ein Schritt für mehr Chancengerechtigkeit

«Die Abschaffung des Langgymnasiums im Kanton Zürich ist ein erster Schritt zu einer chancengerechteren Gesamtschule», sagt AL-Kantonsrätin Judith Stofer. Sie hat zusammen mit zwei Parteikolleginnen eine Motion eingereicht, die gestern im Parlament diskutiert wurde. «Gymis haben - auch historisch gesehen - einen elitären Hintergrund», so die Kantonsrätin. Ausserdem zeigten unterschiedliche Studien, dass die Selektion aus entwicklungspsychologischer Sicht zu früh und zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt erfolge, nämlich dann, wenn die Kinder in die heftige Phase der Pubertät kämen.

Das sagte auch Kantilehrer Philippe Wampfler gegenüber dieser Redaktion: «Besonders Buben sind bei der Gymiprüfung klar benachteiligt, weil sie entwicklungspsychologisch noch nicht so weit sind wie die Mädchen.» Schlaue Eltern würden daher die Buben später einschulen.

Die neuesten Zürcher Prüfungsresultate bestätigen diesen Befund: Bei den Mädchen liegt der Anteil jener, welche die Aufnahmeprüfung für das Langzeitgymnasium bestanden haben, bei 55,9 Prozent, bei den Buben sind es 51,1 Prozent. Rund 28 Prozent aller Sechstklässler im Kanton Zürich wollten ins Gymnasium. Geschafft hat es ungefähr die Hälfte, nämlich 2443 Schulkinder.

Breite Ablehnung im Parlament in Zürich

Die Abschaffung des Langzeitgymnasiums war im Zürcher Kantonsrat allerdings chancenlos. So sagte Rochus Burtscher von der SVP: «Die Schule orientiert sich zu stark an den schwachen Schülerinnen und Schülern.» Er fürchtet um die Bildungsqualität und sagt: «Wir leben halt in einer Leistungsgesellschaft und dürfen den starken Schülerinnen und Schülern nicht die Möglichkeiten nehmen.»

Auch Marc Bourgeois von der FDP fragte polemisch: «Was kommt als Nächstes? Ein Hochschulabschluss für alle?» Man stärke die Schwachen nicht, indem man die Starken schwäche, so der FDP-Kantonsrat. «Ja, das Gymi ist nicht für leistungsschwache Kinder gedacht, sie haben viele andere Möglichkeiten.»

Ähnlich sieht es auch Nadia Koch von der GLP. Ihre Fraktion lehnte die Motion ab, mit Ausnahme eines Parteimitglieds. Koch verwies darauf, dass eine Abschaffung weitreichende Konsequenzen hätte. Und auch sie findet: «Die Lösung liegt nicht darin, leistungsstarken Kindern die Chancen zu nehmen.»

Von der Mitte-Partei ergriff Kathrin Wydler das Wort: Es sei blauäugig, zu denken, dass eine Abschaffung des Langzeitgymis zu mehr Chancengerechtigkeit führe. «Stattdessen müssen wir in die frühe Kindheit investieren.» Es gelte, unterschiedlichen Entwicklungsverläufen der Kinder Rechnung zu tragen.

Und schliesslich empfahl auch Regierungsrätin und Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Mitte) die Motion zur Ablehnung. «Wir sind uns alle einig: Unser Bildungssystem soll vielfältig sein, weil auch unsere Kinder und Jugendlichen vielfältig sind.» In einem vielfältigen Angebot habe auch das Langzeitgymi seinen Platz. Und sie ergänzte: «Die sozioökonomischen Einflussfaktoren lassen sich durch die Abschaffung des Langzeitgymis nicht ändern.»

Die Motion wurde mit 130 zu 39 Stimmen bei 4 Enthaltungen abgelehnt.

«Diese Heidiland-Diskussion ist obsolet»

NZZ, 16. Juni 2025, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Die Aargauer Bildungsdirektorin Martina Bircher (SVP) beklagt sich darüber, dass Eltern nicht mehr mit ihren Kindern sprechen, sondern diese mit Tablets ruhigstellen würden (NZZ 6. 6. 25). Als Beispiel erwähnt sie ein Kindergartenkind mit einer Autismus-Spektrum-Störung, das nur ein wenig Englisch sprach, weil es das von Tablets her kannte, aber seine Muttersprache Deutsch überhaupt nicht beherrschte.

Als Bildungsdirektorin sollte sie wissen, dass Sprachentwicklungsstörungen bei Autismus-Spektrum-Störungen sehr häufig vorkommen, vor allem bei den schweren Formen (das erwähnte Mädchen besucht einen Sonderschulkindergarten). Und auch bei Betroffenen, die sprechen können, ist die Sprache oft auffällig.

Ich kenne eine Reihe von Personen aus dem autistischen Spektrum, die nur Hochdeutsch sprechen, obwohl zu Hause stets Schweizerdeutsch gesprochen wird. Und aus dem beruflichen Kontakt mit Betroffenen und ihren Familien weiss ich auch, dass fast alle Eltern von autistischen Kindern sich sehr bemühen, sie zu fördern und zu unterstützen.

Leider wird aber in Bildungsdebatten sehr oft bei Kindern mit Störungen aus dem autistischen Spektrum oder auch ADHS unreflektiert den Eltern und vor allem den Müttern vorgeworfen, an den Problemen schuld zu sein. Gleichzeitig gibt es in der Schweiz viel zu wenige geeignete schulische Angebote für Kinder mit Autismus, und gewisse IV-Stellen wehren sich mit Händen und Füssen dagegen, diese Kinder zu unterstützen, obwohl sie das müssten.

Dr. med. Monika Diethelm-Knoepfel, Fachärztin FMH für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, Uzwil

Martina Bircher ist ein Hoffnungsschimmer in der Bildungspolitik unseres Landes. Eine Korrektur der schulischen Digitalisierung ist überfällig. In heutiger Form ist sie gesundheitsschädigend; die Fakten sind längst bekannt. Und Frühfranzösisch auf Primarstufe ist gescheitert. Dies ergibt sich aus Pisa und der Überprüfung der Grundkompetenzen.

Der nationale Zusammenhalt als Argument zur Belassung des heutigen Französischunterrichts ist absurd. Andernfalls wäre die Schweiz längst zerfallen, denn die Mehrheit der Deutschschweizer beherrscht die zweite Landessprache kaum noch, gerade wegen einer verfehlten Bildungspolitik.

Wenn die gesellschaftliche Kohäsion schon hinhalten muss, dann als Argument pro Veränderung des Französischunterrichts. Widersprüchlich à la SVP ist Bircher allerdings, wenn sie «Ausländer» rhetorisch problematisiert. Mit einer ökonomischen Steuerpolitik lässt ihre Partei die Wirtschaft nämlich ständig mehr Arbeitsplätze schaffen, für die es schlicht zu wenig Schweizer gibt. Ergo kommen Ausländer.

Felix Hoffmann, Himmelried

Gehirnjogging und Frühförderung: «Das ist Quatsch»

NZZ am Sonntag, 22. Juni 2025, Wissen, Manuel Stark

Der Max-Planck-Forscher Michael Skeide sagt, dass vieles, was wir übers Lernen zu wissen glaubten, falsch sei. Und er erklärt, was uns wirklich hilft. Interview: Manuel Stark

NZZ am Sonntag: Herr Skeide, in Ihrem aktuellen Buch sagen Sie, viele Thesen zu gutem Lernen seien mehr Mystik als Wissenschaft.

Michael Skeide: Klassische Musik während der Schwangerschaft zu hören oder im zweiten Lebensjahr eines Kindes schon Frühförderprogramme für Lesen oder Mathe durchzuführen, um die kognitive Leistung zu verbessern – das ist schlicht unsinnig. Ich sehe mich als Wissenschafter da in der Verantwortung aufzuklären. Vieles, was wir über das Lernen zu wissen glauben, gibt uns vielleicht ein gutes Gefühl, ist aus wissenschaftlicher Sicht aber Quatsch.

Warum ist Frühförderung unsinnig? Schon die ersten Worte, die wir hören, wirken sich doch darauf aus, wie sich unser Gehirn später entwickelt.

Richtig. Und viele Eltern leiten daraus ab, dass sie ihrem Nachwuchs schon im Bauch etwas vorlesen. Das zu tun, finde ich schön, um sich mit dem Kind zu beschäftigen und die Bindung zu stärken, und auch für den eigenen Stressabbau im Prozess der Schwangerschaft. Aber eine Mutter, die glaubt, ihr Kind entwickle sich dadurch besser? Sie irrt. Der mit Abstand lauteste Klangteppich für ein Heranwachsendes sind die Organe der Mutter. Das Kind hat keine Chance, zu hören, dass da draussen etwas vorgelesen wird, äussere Reize sind schlicht nicht laut genug.

Wie sähe richtige Frühförderung aus?

Falls ein Kind aufgrund seiner Gene und durch Umwelteinflüsse wirklich Bedarf hat, ist es wichtig, dass es eine Förderung bekommt. Beispielsweise haben bei einem Risiko für Sprachentwicklungsstörungen gezielte Interventionen ab dem zweiten Lebensjahr einen messbaren Effekt.

Und Kinder ohne Risiko in ihren Anlagen?

Bei dem nachvollziehbaren Wunsch nach bestmöglicher Entwicklung ist es sehr wichtig, dass Eltern in der Erziehung entspannt bleiben. Was äusseren Input angeht, sind Lernen und Kognition in den ersten Lebensjahren erstaunlich robust. Etwas überspitzt kann man sagen, das Kindergehirn sucht sich schon seine Informationen, um weiterzukommen.

Zusätzlicher Input ist wohl kaum ein Schaden.

Nun ja. Wenn Eltern versuchen, alles Mögliche zu fördern, kann das überfordern. Eltern dürfen und sollen auch Inputs geben. Allerdings beobachten wir eher ein zu übergriffiges Verhalten in der Erziehung. Das Ganze geht bisweilen dahin, dass schon ein Kleinkind einem Stundenplan folgt; Montag wird Lesen gefördert, Dienstag Mathe, Mittwoch Sozialkompetenz und Donnerstag Musik.

Der Wunsch nach Optimierung betrifft nicht nur Kinder. Um das Lernen ist ein Markt entstanden, Tausende Apps werben mit Versprechen wie Gehirntraining.

Sudoku macht Spass, und dabei wird man auch noch klüger – das ist ja das Versprechen dieser Anwendungen. Nun ist es aber so, wenn ich ein Kreuzworträtsel-Champion bin, dann bin ich genau das: gut in Kreuzworträtseln. Schon bei einem verwandten Gebiet wie Scrabble habe ich kaum noch Vorteile. Die Idee des Transferlernens kommt aus den 1960er Jahren. Da gab es unter Psychologen die Überzeugung, dass Menschen vor allem grundlegende Fähigkeiten trainieren müssten, beispielsweise das Arbeitsgedächtnis. Eine Idee war: Wer übt, möglichst lange Informationsketten im Gedächtnis zu bewahren, wird dadurch intelligenter. Netter Gedanke. Hat nur nicht funktioniert.

Spielen Sie Schach?

Leider nicht. Meine Oma hat immer Dame mit mir gespielt. Aber ich weiss schon, worauf die Frage abzielt: Schachspieler werden oft als klug dargestellt, weil sie durch ihr Hobby ihr Gehirn trainieren. Beim Schach ist es aber genauso; wer viel Schach spielt, der wird in genau einer Sache wirklich besser: im Schachspiel. Es gibt andere Bereiche, wo ich mir eine Form von Wissenstransfer

vorstellen kann. Das betrifft dann aber eher Fähigkeiten, die ich durch prozedurales Lernen erwerbe.

Also das Lernen, bei dem es eher um Intuition und Bewegung geht?
Genau. Wenn ich jahrelang Tennis gespielt habe und dann zu Tischtennis wechsle, bringe ich ein Gefühl dafür mit, wie sich runde Objekte im Raum bewegen. Ein Startvorteil. Das gilt auch, wenn ich von Tennis auf einen weiter entfernten Sport wie etwa Fussball wechsle. Der Startvorteil wird geringer sein, aber er bleibt da. Im Bereich von Musik, nehme ich an, ist es ähnlich. Vom Klavierspiel zur Violine ist ein gewisser Transfer sicher möglich.

Was ist mit Philosophie? Gerade Logik ist doch ein Werkzeug, das sich sehr gut interdisziplinär anwenden lässt.
Wer gut in Logik ist, kann diese Fähigkeit in verschiedenen Gebieten anwenden. Mit Logik kann ich Scheinargumente in einer politischen Debatte entlarven und genauso gut Moralsysteme prüfen. Logik bleibt dabei aber jedes Mal dasselbe geistige Werkzeug. Es verändert sich nicht. Wer auf Grundlage seiner Befähigung zur Logik denkt, besser in Mathe zu werden, den muss ich enttäuschen. Indem man das eine lernt und schärft, wird man im anderen nicht besser.

Geistige Prozesse kann ich nicht trainieren?
Doch. Nur müssen die Übungsgebiete divers sein. Das ist der grosse Erfolg des vielgescholtenen Prinzips Schule. Die Stärke der Schule ist, dass sie viele verschiedene Inhalte trainiert. Durch diesen Aufwand, sich mit ganz verschiedenen Gebieten auseinanderzusetzen, macht Schule nachweislich intelligenter. Das gilt, trotz der berechtigten Kritik.

Zum Beispiel?
Meine Tochter ging in Heidelberg in die Grundschule. Dort hiess es: Schreib, wie du es hörst. Diese Art des Unterrichts war sicher eine gutgemeinte pädagogische Initiative, folgte aber einer Ideologie. Der Gedanke war, dass wir Kindern schon in den ersten Jahren des Lernens zu viele Regeln überstülpen würden, und das untergrabe ihre Kreativität. Das klingt plausibel, ist aber falsch. Schreiben braucht eindeutige Regeln, das ist wissenschaftlicher Konsens. Kinder werden dadurch nicht unkreativ. Im Gegenteil, sie können früher anfangen, sich Bücher zu schnappen und zu lesen. Das fördert Phantasie und Vorstellungsvermögen. Um kreative Welten zu betreten, brauche ich Kulturtechniken. Diese muss ich lernen, um mich frei zu entfalten. Ideen können noch so schön sein; wenn das Werkzeug fehlt, sie umzusetzen, bleiben sie unerfüllt.

Haben Sie an der Schule Ihrer Tochter das Gespräch gesucht?
Damit sich etwas ändert, hätte ich über Jahre viel Zeit und Kraft investieren müssen. Ausserdem empfinde ich es als drängenderes Problem, dass zu dieser Zeit überall zu lesen war, die Zahl der Kinder mit Lese- und Rechtschreibschwäche steige an. Das erlebe ich immer wieder, Pathologisierungen und falsche Labels verdrängen den Raum für eine Debatte über Lernumgebungen und Methoden.

Was hilft wirklich, um besser zu lernen?
Information wird besser angenommen, verarbeitet und auch langfristig erinnert, wenn sie im Verbund verschiedener Sinneskanäle aufgenommen wird. Wenn ich also etwas nicht nur höre, sondern ein passendes Video ansehe, hat mein Hirn es leichter, sich an eine Information zu erinnern. Das ist sogar bei Tieren so. Wir Menschen haben den Vorteil, dass es keine direkten Sinnesreize sein müssen, sondern – mit schwächerer Wirkung – auch mittelbare Reize diesen Effekt erzielen. Beispielsweise werden meine Sinne auch angesprochen, wenn ich von Geruch oder Geschmack lese.

Sie spielen auf das Konzept der verschiedenen Lerntypen an.
Nein. Dass die einen besser über das Gehör lernen, während die anderen mehr optische Reize brauchen, ist eine Idee, die uns unzählige Ratgeber verkaufen wollen. Wissenschaftliche Evidenz gibt es dafür aber keine. Was wirklich gilt: Verschiedene Reize anzusprechen, ist besser als nur einen. Die Gedächtnisinhalte sind dann stabiler und leichter abrufbar.

Was ist mit der linken und der rechten Gehirnhälfte? Es gibt die Vorstellung, wir müssten beide gleichermassen trainieren.

Bei rationalen Menschen sei die linke Hälfte zu dominant, deshalb müsse sie mit der rechten besser synchronisiert werden. Als ob das Hirn so einfach wäre, alles Rationale schön links und alles Kreative bitte nur rechts. Die Behauptung ist aus dem Lifestyle-Coaching entstanden, da ist wirklich gar nichts dran.

Und was denken Sie über das Sprichwort des lebenslangen Lernens?

Ich kann jetzt nicht schönreden, dass die zelluläre Fitness unseres Gehirns mit dem Alter abnimmt. Das ist so. Aber Sprachkunst und Vokabular beispielsweise sind eine Ausnahme. Aus vielen Studien wissen wir, dass unser Wortschatz mit dem Alter zunimmt. Wir sind weiterhin in der Lage, uns Begriffe anzueignen, und haben eine grössere Echokammer, um alte Wörter in ihrer Bedeutung neu zu denken. Durch unseren gewachsenen Erfahrungsschatz sehen wir mehr Verknüpfungen. Erfahrungen zu sammeln, verändert unser Verständnis von Wörtern.

Was ist das Wichtigste beim Lernen?

Neugier. Wer interessiert bleibt, sich hinterfragt und sich immer wieder mit verschiedenen Themen konfrontiert, der trainiert seine Intelligenz: den Motor zum Lernen. Neugierige haben einen Vorteil, im Alter geistig fit zu bleiben.

Treibt die Schule den Mädchen die Mathe aus?

NZZ am Sonntag, 22. Juni 2025, Wissen, Nicola von Lutterotti

Eine grosse Studie zeigt: Vor der Einschulung haben Mädchen die gleichen mathematischen Fähigkeiten wie Buben, danach fallen sie zunehmend zurück. Von Nicola von Lutterotti

«Eine Frau muss sich gründlich auf Musik, Gesang, Zeichnen, Tanzen und moderne Sprachen verstehen . . .»: Mit diesem Satz, den Jane Austen der Figur Mr Bingley in «Stolz und Vorurteil» in den Mund legt, karikiert die britische Autorin das Frauenideal des 19. Jahrhunderts. Bildung ja – aber bitte nur im musisch-sprachlichen Bereich. Mathematik, Naturwissenschaften und Technik galten als Männerdomäne; Frauen traute man solche Fähigkeiten schlicht nicht zu.

Obwohl längst widerlegt, hat sich diese Einschätzung tief ins kollektive Denken eingeprägt. Angesichts des Fachkräftemangels wären mittlerweile aber wohl viele Unternehmen froh, wenn sich mehr Frauen um freie Stellen im Mint-Bereich – also Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik – bewerben würden. In den meisten Ländern, darunter die Schweiz und Deutschland, bleiben Frauen in diesen Berufsfeldern indes untervertreten. Nun ist ein Forschungsteam um die Neurowissenschafterin Pauline Martinot von der Université Paris Cité der Frage nachgegangen, wann die Weichen für diese bedenkliche Entwicklung gestellt werden. Dazu untersuchten die Fachleute, ob sich die mathematischen Fähigkeiten von Mädchen und Buben in den ersten beiden Schuljahren voneinander unterscheiden. Und falls ja, wann dieser Gender-Gap zutage tritt und welche Umstände ihn möglicherweise begünstigen oder verstärken.

Überall dasselbe Bild

Als Grundlage diente ein imposanter Datensatz – die schulischen Leistungen von rund 2,6 Millionen 5- bis 7-jährigen Mädchen und Buben. Dabei handelt es sich um alle Kinder, die zwischen 2018 und 2022 in Frankreich eingeschult worden sind. Vor Schuleintritt sowie vier und zwölf Monate danach war das Leistungsniveau jedes einzelnen Kindes systematisch erfasst worden. Diese Erhebungen sind Teil einer nationalen Initiative namens «Evalaide», die darauf abzielt, die Lernfortschritte der Schülerinnen und Schüler zu ermitteln und frühzeitig herauszufinden, wo Kinder gezielt Unterstützung benötigen.

Das Ergebnis der Studie im renommierten Fachblatt «Nature»: Vor Schuleintritt schnitten die Mädchen beim Rechnen und logischen Denken genauso gut ab wie die Buben, danach gerieten sie zu-

nehmend ins Hintertreffen. Dieser Gender-Gap war bereits vier Monate nach Einschulung erkennbar und vergrösserte sich in den Folgemonaten immer mehr. Worauf er beruhte, konnten die Studienautoren nicht abschliessend klären. Er bestand weitgehend unabhängig vom sozialen Hintergrund, dem Beruf der Eltern, der Region Frankreichs, dem Alter des Kindes bei Schuleintritt, der Trägerschaft – ob die Schule privat oder öffentlich war – und der pädagogischen Ausrichtung der Schule.

Besonders ausgeprägt war die geschlechtsspezifische Leistungskluft, wenn der Klassenbeste in Mathematik ein Bub war – ein Phänomen, das die Fachleute einem Vorbildeffekt zuschreiben. Ein anderes Bild bot sich, als die Forscherinnen die sprachlichen Fähigkeiten der Kinder analysierten. Hier hatten die Mädchen die Nase vorn – und das von Anfang an. Zwar holten die Buben mit der Zeit etwas auf, doch hinkten sie hier ihren Klassenkameradinnen bis zum Beginn der zweiten Klasse, dem Abschluss der Erhebungen, hinterher.

Sind Mädchen also womöglich doch weniger begabt in Mathematik als Buben? Einen solchen Schluss hält das französische Forschungsteam deshalb für wenig plausibel, weil ihr Leistungsrückstand nicht von vornherein bestand, sondern sich erst in der Schule manifestierte. Wie sie mutmassen, beruht der Gender-Gap möglicherweise auf tieferliegenden Wechselwirkungen zwischen dem Geschlecht und dem Umfeld.

Eine wichtige Rolle könnte etwa die weibliche Tendenz spielen, das eigene Licht unter den Scheffel zu stellen. So zeigen Studien, dass Buben ihre mathematischen Kenntnisse eher höher einschätzen, als sie sind, während bei Mädchen das Gegenteil der Fall ist. Wer sich zu wenig zutraut, kann das eigene Potenzial aber meist nicht voll ausschöpfen. Zudem gibt es Hinweise, dass Mathe-Angst das Leistungsniveau von Schülerinnen nachhaltiger beeinträchtigt als jenes von Schülern. Auch der sogenannte Stereotype-Threat wirkt sich nachweislich negativ auf das mathematische Leistungsniveau von Mädchen aus. Darunter versteht man die Angst, ein gängiges Vorurteil – hier: mathematisch unbegabt zu sein – zu bestätigen. Weitere Einflüsse, die den Gender-Gap im Mathematikunterricht begünstigen könnten, sind Verhaltensweisen der Lehrerinnen und Lehrer – etwa wenn diese gute Mathe-Leistungen bei Buben als Zeichen für Intelligenz und bei Mädchen als die Folge von Fleiss werten.

Keine Frage der Begabung

«Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass Mädchen mathematisch nicht weniger begabt sind als Buben», sagt die französische Mathematikerin Marie-Françoise Roy. Als ehemalige Vorsitzende des Komitees für Frauen in der Mathematik der Internationalen Mathematischen Union sei ihr immer wieder aufgefallen, wie sehr die Situation von Mädchen und Frauen in der Mathematik von einem Land zum nächsten variiere.

Aufschlussreich sind die Ergebnisse einer Untersuchung, in der das schulische Leistungsniveau von zwei Millionen Kindern und Jugendlichen im ländlichen Indien erfasst wurde. Gemäss dieser gibt es im Süden des Subkontinents einige Bundesstaaten, in denen Mädchen in Mathematik bessere Noten erzielen als Buben.

Die Studienautoren führen das gute Abschneiden der Mädchen auf mehrere Faktoren zurück. Dazu zählen bildungsaffine Mütter, weniger traditionell geprägte Rollenvorstellungen und eine hohe Bildungsmotivation der Mädchen, insbesondere von solchen aus benachteiligten Verhältnissen. Für bedeutsam halten sie ausserdem eine geschlechtersensible Haltung des Lehrpersonals und der Schulen. Diesen Aspekt zu fördern, hat sich Nathalie Sayac, Professorin für Mathematikdidaktik an der Université Rouen Normandie, zur Aufgabe gemacht. «Ich halte es für essenziell, dass Lehrkräfte besser darin geschult werden, Geschlechterstereotype zu erkennen und ihnen entgegenzuwirken – sowohl im eigenen pädagogischen Handeln als auch im Unterricht», sagt die Mathematikerin.

Gleich gut, aber schlechter benotet

Tages-Anzeiger, 26. Juni 2025, Politik & Wirtschaft, Oliver Zihlmann

Bildungssystem • Eine neue Studie zeigt: Mädchen werden in der Schule bei gleicher Leistung oft besser bewertet als Buben. Auch Herkunft und Klassenzuschnitt spielen bei der Benotung ein

Wohl jeder erinnert sich an eine Note, die nach dem eigenen Empfinden «total ungerecht» war. Aber geben Lehrerinnen und Lehrer in der Schweiz systematisch ungerechte Noten? Eine neue Studie der beiden Bildungsforscher Chantal Oggenfuss und Stefan Wolter kommt zum Schluss, dass es solche Bevorzugungen in Schweizer Schulen tatsächlich gibt.

Demnach erhält ein fremdsprachiger Junge im Fach Deutsch, je nachdem, in welcher Klasse er sitzt, bis zu 0,6 Notenpunkte weniger als ein deutschsprachiges Mädchen in einer anderen Klasse. Sind also beide gleich gut und das Mädchen erhält zum Beispiel eine 4,5, dann kriegt der Junge nur eine 3,9 - für die gleiche Leistung. Und das sind nicht Extrembeispiele, sondern es sind die durchschnittlichen Abweichungen.

«Wir sehen, dass Schülerinnen und Schüler seit Jahren unfair benotet werden, sei es zu gut oder zu schlecht», sagt Stefan Wolter, Professor für Bildungsökonomie der Uni Bern. «Es handelt sich um eine mehrheitlich unbewusste Bevorzugung, aber sie kann dennoch erheblichen Einfluss auf die Laufbahn der Jugendlichen haben.»

Auch Dagmar Rösler, Zentralpräsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz, betont, dass solche Bevorzugungen stets unbewusst und nicht böswillig passieren. «Aber man weiss, dass es diese Effekte bei der Vergabe von Noten gibt», sagt Rösler.

3580 Jugendliche aus Basel-Stadt wurden getestet

Für ihre Studie haben die Wissenschaftler alle Klassen der zweiten Sekundarstufe im Kanton Basel-Stadt der Jahrgänge 2016 bis 2019 unter die Lupe genommen. In diesen Klassen wurden jeweils standardisierte und von den Schulen unabhängige Leistungstests durchgeführt, die extern kontrolliert wurden, die sogenannten Check-Tests. Diese Testergebnisse haben die Forscher mit den Zeugnisnoten in Deutsch und Mathematik verglichen, die die Schülerinnen und Schüler vom Lehrpersonal erhielten.

Erreichte ein Schüler in Deutsch in seinem Testergebnis umgerechnet eine 5, in seinem Zeugnis aber nur eine 4,5, dann wurde er um 0,5 Noten benachteiligt. Vergleicht man bei allen 3580 Schülerinnen und Schülern die Zeugnisse mit den Tests, dann zeigen sich im Fach Deutsch drei verschiedene Faktoren der Bevorzugung: Geschlecht, Muttersprache und der Klassendurchschnitt.

Generell schnitten die Mädchen in den Tests besser ab als die Jungen. Aber bei den Zeugnissen erhalten sie noch einen zusätzlichen Bonus. Sie erhalten dort im Durchschnitt noch 0,143 Noten mehr als die Buben - nicht aufgrund ihrer Leistung, sondern wegen ihres Geschlechts. Wenn ein Mädchen in Deutsch zum Beispiel eine 4,25 erhält, dann bekommt ein gleich leistungsstarker Junge also nur eine 4,1.

Insbesondere wenn die Differenz zwischen zwei Noten liegt, kann diese Bevorzugung durch Rundungseffekte zu unterschiedlichen Zeugnisnoten führen. Im obigen Beispiel zu einer 4,5 für das Mädchen und einer 4 für den Jungen. Der Geschlechtereffekt betrifft alle Schülerinnen und Schüler in gleichem Masse.

Die Benachteiligung von fremdsprachigen Jugendlichen im Fach Deutsch beträgt 0,104 Noten. Die Bevorzugung der Deutschsprachigen ist also etwas geringer als beim Geschlecht. Allerdings können sich die Effekte auch kumulieren. Deswegen erhalten fremdsprachige Buben eine doppelte Benachteiligung, einerseits wegen ihrer Muttersprache (-0,104), andererseits wegen ihres Geschlechts (-0,143). Im Durchschnitt erhalten sie bei gleicher Leistung so bereits 0,25 Noten weniger als deutschsprachige Mädchen.

Notenvorteil Mädchen: Lehrerschaft unter Druck

Der dritte Effekt kommt vom Klassendurchschnitt. Demnach erhalten Schülerinnen und Schüler in einer Klasse mit sehr gutem Notenschnitt systematisch tiefere Noten als ihre Gspänli in einer Klasse mit niedrigem Notenschnitt. Laut Wolter erklärt sich dieser Effekt durch den Druck, der auf den Lehrerinnen und Lehrern lastet.

«Sie sehen am Ende des Semesters in erster Linie die Durchschnittsnote ihrer Klasse», sagt Wolter. «Bei sehr tiefen oder hohen Notenschnitten können Fragen aus dem Kollegium, der Schulleitung oder von Eltern kommen: Warum ist diese Klasse im Vergleich zu anderen so viel besser oder schlechter?»

Oft erklärt sich das, weil eine Klasse tatsächlich ein anderes Leistungsniveau hat. Doch in der Regel gibt es keine objektiven Testergebnisse, die belegen, dass ihre Klasse ungewöhnlich gut oder schlecht ist. So kommen die Lehrerinnen und Lehrer in Erklärungsnot. «Durch das Fehlen von solchen Testergebnissen passen sich dann halt viele an und reduzieren Noten in guten Klassen oder erhöhen sie in schlechten», sagt Wolter.

Auch Zentralpräsidentin Dagmar Rösler betont den Druck auf die Lehrerschaft, wenn sie Klassen hat, die von der Norm abweichen, wo doch erwiesen sei, dass es in Klassen grosse Leistungsunterschiede gebe. «Es gibt sogar Gemeinden in der Schweiz, die einen Rüffel vom Kanton erhalten, wenn sie zu viele Kinder in einen guten Leistungszug schicken», sagt Rösler.

Wenn nun alle drei Effekte zusammenkommen, dann kann die Bevorzugung laut den Forschern bis zu 0,6 Notenpunkte ausmachen. So erklären sich die eingangs erwähnten Deutschnoten von 3,9 für den fremdsprachigen Jungen in einer guten Klasse und 4,5 eines deutschsprachigen Mädchens in einer schlechten Klasse - bei gleicher Leistung.

Derselbe Effekt beim Klassendurchschnitt lässt sich auch im Fach Mathematik beobachten. In dem Fach haben die Forscher aber weder eine Benachteiligung der Jungen noch bei den Fremdsprachigen gefunden. Eine Ausnahme sind Klassen mit sehr guter Leistung. Dort gibt es denselben Notenvorteil für Mädchen in Mathematik wie in Deutsch.

Bildungsungerechtigkeit ist messbar

Ein solcher Notenvorteil und der Effekt der Bildungsungerechtigkeit wurden weltweit immer wieder gefunden. Letztes Jahr veröffentlichte die Uni Zürich eine Studie basierend auf der Benotung von mehr als 14’000 Neuntklässlern in Deutschland. Es zeigte sich unter anderem, dass Mädchen einen Vorteil in Deutsch, Mathematik und Biologie hatten. Auch in grossen Metastudien zeigte sich der Effekt. «Es handelt sich nicht um Zufälle, die einfach entstehen, weil Noten keine exakte Wissenschaft sind», sagt Wolter. «Es handelt sich durchwegs um statistisch signifikante Abweichungen. Wir haben hier also ein Problem.»

Dagmar Rösler verweist auf einige Besonderheiten der Studien. Die Check-Tests, an denen die Zeugnisse gemessen werden, seien zwar unabhängig, sie böten aber auch nur eine Momentaufnahme. Gerade in Basel-Stadt habe man ausserdem einen hohen Anteil von Fremdsprachigen in den Klassen. Auf der anderen Seite herrscht dort ein grosser Notendruck von Eltern, die ihre Kinder ins Gymnasium bringen wollen.

«Damit will ich diese Effekte nicht wegdiskutieren oder kleinreden», sagt Rösler, «wir wissen, dass die Zuteilungen in die Leistungsbezüge oder ins Gymnasium nicht immer korrekt verlaufen. Gerade Buben mit sozioökonomisch niedrigem Status landen häufig im tiefsten Niveau und werden so demotiviert.»

Deswegen seien zwei Punkte zentral. Die Leistungsniveaus in den Sekundarschulen müssten durchlässiger sein, als sie das jetzt seien, damit man eine ungerechte Einteilung wieder wettmachen könne. Und bei der Notenvergabe müsse die Lehrerschaft zunächst sensibilisiert werden und sich danach permanent hinterfragen. «Diese Studie zeigt, dass dies noch zu wenig getan wird», sagt Rösler.

Studien zeigen, dass sich die unbewussten Benachteiligungen eigentlich schnell reduzieren liessen. «Versuche in den USA haben ergeben, dass Lehrpersonen solche Bevorzugungen reduzieren, sobald man sie darauf aufmerksam macht, dass sie eine solche Schlagseite in ihren Noten haben», sagt Wolter.

Lehrpersonen sehen die Unterschiede nicht

Dies geschieht in der Schweiz aber nicht. Wenn überhaupt standardisierte Leistungstests in Klassen durchgeführt werden, sehen die Lehrerinnen und Lehrer nicht, ob Buben oder Fremdsprachige systematisch bessere Testergebnisse haben als ihre Zeugnisnoten. Für Rösler wäre es ein grosser Gewinn, wenn die Lehrerschaft eine solche Rückmeldung erhalten würde. «Ich bin überzeugt, dass wir mit diesen Informationen die Chancengleichheit verbessern könnten.»

Und das ist oft nötig. Denn die Forschung zeigt ebenfalls, dass solche Bevorzugungen die Buben und Fremdsprachigen systematisch in eine schlechtere Situation für die Berufswahl und die weiterführenden Schulen bringen. Sie haben damit einen negativen Einfluss auf ihre ganze Karriere. «Wenn sie einen solchen systematischen Effekt haben, dann ist auch klar, dass zahlreiche Buben oder Fremdsprachige nicht ins Gymnasium oder in eine anspruchsvolle Lehre kommen, die das eigentlich verdient hätten», sagt Wolter.

Zürcher Jugendliche fordern späteren Schulbeginn

NZZ, 26. Juni 2025, Zürich und Region, Francesca Prader

Das Stadtparlament zeigt Verständnis für den Wunsch nach angepassten Unterrichtszeiten

Während der Pubertät tickt die innere Uhr anders. Morgens kommen Jugendliche kaum aus dem Bett, dafür bleiben sie abends länger wach – die Nacht wird zum Tag. Die ersten Unterrichtsstunden des Tages verbringt so mancher Teenager in bestenfalls halbwachem Zustand: Vielerorts beginnt die Schule bereits um 7 Uhr 30. Demgegenüber stehen wissenschaftliche Empfehlungen, wie die der amerikanischen Fachgesellschaft für Kinderärzte, die schon 2014 für einen Schulbeginn nach 8 Uhr 30 plädierte.

Der frühe Start des Unterrichts hat in der Stadt Zürich in den letzten Jahren zu politischen Vorstössen und Debatten geführt. Darunter eine Einzelinitiative und eine parlamentarische Initiative von SP, Grünen und AL. Die Einzelinitiative scheiterte im Stadtparlament, die parlamentarische erhielt vorläufig Unterstützung und wird derzeit in der Kommission diskutiert.

Kürzere Mittagspause

Zu reden gab im Gemeinderat insbesondere die Frage, wie die am Vormittag verlorene Unterrichtszeit sinnvoll aufgeholt werden könnte. Die linken Parteien schlagen in ihrer Initiative vor, die Mittagspause auf Sekundarstufe auf 60 Minuten zu kürzen. Damit könne verhindert werden, dass der Unterricht in den späten Nachmittag hineinreiche. Dies wäre mit der Aufmerksamkeitsspanne der Jugendlichen nicht vereinbar.

Inzwischen haben sich auch die Betroffenen in die Debatte eingeschaltet. In einem Vorstoss fordern Jugendliche, den Schulbeginn auf Sekundarstufe auf 8 Uhr zu verschieben. Dazu soll die Mittagspause auf 45 bis 60 Minuten, die übrigen Pausen sollen auf 20 beziehungsweise 10 Minuten gekürzt werden. An zwei Nachmittagen solle die Unterrichtszeit zwei Lektionen umfassen, drei Nachmittage sollten frei sein.

Am Mittwoch hat das Stadtparlament den Jugendvorstoss diskutiert. Es ist einer von sieben Vorstössen, die Jugendliche vorstellten. Beschlossen wurden sie letztes Jahr im Rahmen der zweiten Zürcher Jugendkonferenz. Sie ist Teil des 2022 gestarteten, vier Jahre dauernden Pilotprojekts

«Euses Züri – Kinder und Jugendliche reden mit!». 90 Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren nahmen daran teil.

Durchgeführt wird das Projekt von der kantonalen Kinder- und Jugendförderung in Kooperation mit dem Dachverband Schweizer Jugendparlamente. Ziel ist es, das Interesse von jungen Menschen an politischen Prozessen zu fördern. Denn gemäss dem Polit-Monitor 2023 des Dachverbands Schweizer Jugendparlamente interessiert sich nur knapp die Hälfte der 15- bis 25-Jährigen für die Politik im eigenen Land.

In der Stadt Zürich ist die Förderung der politischen Mitsprache von Jugendlichen seit 2020 in der Gemeindeordnung geregelt. Eine formell durchgeführte Versammlung von mindestens 60 Jugendlichen kann mittels Mehrheitsentscheid im Stadtparlament Vorstösse zur Prüfung einreichen. Letzten Herbst hatten Vertreterinnen und Vertreter der Jugendkonferenz erstmals im Stadtparlament ihre Wünsche in Form von politischen Vorstössen eingebracht.

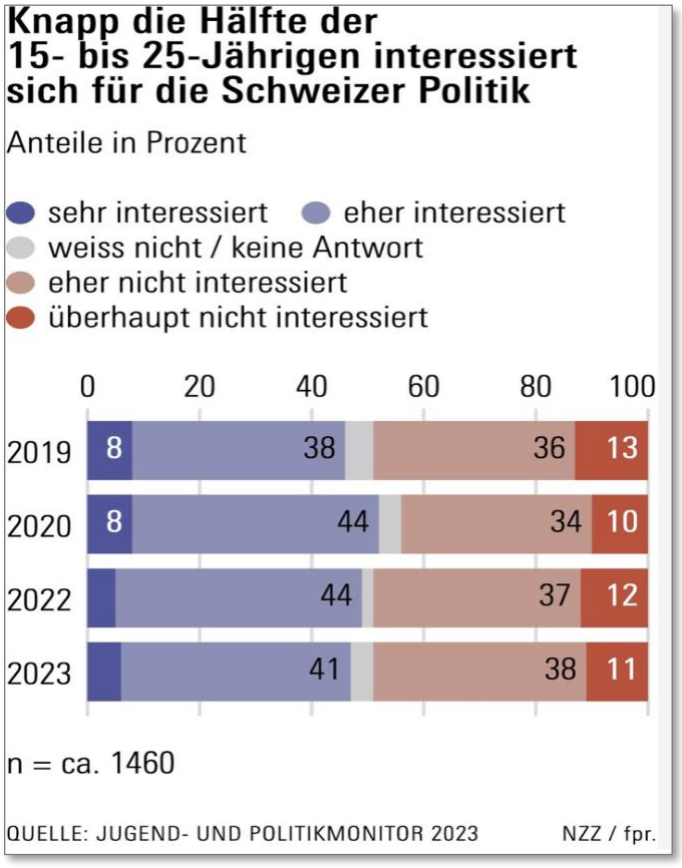
Recht auf Freizeit

Der 16-jährige Leander Bross ist einer der Jugendlichen, die das Postulat eingereicht haben. «Wir Jugendliche haben ein Recht auf Freizeit und Erholung.» Er selbst sei am Nachmittag schon vor Erschöpfung eingeschlafen.

An Verständnis für den jugendlichen Biorhythmus mangelt es nicht. Auch der zuständige Stadtrat Filippo Leutenegger (FDP) sagte, er könne mitfühlen. Doch ein Teil des Wunschkatalogs liege schlicht nicht in der Kompetenz der Stadt. Teilweise würden die Wünsche auch den Abstimmungen zur Tagesschule entgegenlaufen.

Die Tagesschule sieht 80 bis 100 Minuten Mittagspause vor, damit Schülerinnen und Schülern, die über Mittag nach Hause gehen, genug Zeit für Schulweg und Erholung bleibt. Auf Sekundarstufe esse knapp ein Drittel der Schülerinnen und Schüler nicht in der Schule zu Mittag, heisst es vonseiten des Stadtrats.

60 Minuten seien zu knapp bemessen, um zu gewährleisten, dass die Tagesschule freiwillig bleibe. Eine dreiviertelstündige Mittagspause würde zudem gegen kantonales Recht verstossen.



Weiter verwies Leutenegger auf die parlamentarische Initiative der linken Parteien. Es sei nicht zielführend, gleichzeitig zwei Vorstösse zu prüfen, die sich um die gleiche Thematik drehten. Je nach Ausgang der Debatte zur parlamentarischen Initiative würde das Anliegen dann entweder bereits umgesetzt oder mangels politischer Unterstützung nicht weiterverfolgt.

Sophie Blaser, AL-Stadtparlamentarierin und Lehrerin, sagte, es erstaune sie, «dass man hier nun so kleinlich ist». Jugendliche sollten ernst genommen werden. Man habe eine kürzere Mittagspause gar nie richtig in Erwägung gezogen. «Wenn die Jugendlichen sagen, dass das geht, muss man das prüfen.»

Stefan Urech (SVP), seines Zeichens Sekundarlehrer, hegte ebenfalls Sympathie für den Wunsch der Jugendlichen nach einem späteren Schulanfang. Er selber möge die Vormittagslektionen auch nicht. Einen möglichen Hebel sehe er bei der Anzahl Lektionen pro

Woche. Das sei aber nicht auf städtischer Ebene entscheidbar. Mit einer knappen Mehrheit von 61 Ja- zu 53 Nein-Stimmen überwies das Parlament den Vorstoss an den Stadtrat.

Wo noch immer viele Lehrpersonen fehlen

Tages-Anzeiger, 25. Juni 2025, Zürich, Nina Fargahi

Stellensituation in der Volksschule • Die Zürcher Schulen haben weniger offene Stellen als im Vorjahr, bleiben aber noch auf nicht ausgebildetes Personal, die Poldis, angewiesen. Doch ab 2026 soll es diese nicht mehr geben.

Der Lehrpersonenmangel machte den Kantonen in den letzten Jahren zu schaffen. Im Kanton Schwyz etwa wollte ein Regierungsrat die Frühpensionierung von Lehrkräften verbieten. Baselland diskutierte Mindestpensen für Lehrpersonen. Und Bern zahlte 300 Franken extra, wenn sich jemand als Klassenlehrperson zur Verfügung stellte.

Das Zürcher Volksschulamt hat im März für ein weiteres Jahr den Lehrpersonenmangel ausgerufen. Es fehle immer noch an Fachkräften, doch die Schülerzahlen wachsen gemäss Prognosen weniger stark als in den Vorjahren. Im Kindergarten gehen sie sogar leicht zurück. Trotzdem seien die Schulen teilweise noch darauf angewiesen, einzelne Stellen mit Personen ohne Zulassung - sogenannten Poldis - als Lehrperson zu besetzen.

Jetzt, drei Wochen vor den Sommerferien, scheint die Stellensituation an den Zürcher Schulen nicht sehr prekär zu sein. Besonders die Zahl der offenen Stellen für Lehrpersonen mit Klassenverantwortung ist im Vergleich zum Vorjahr kleiner geworden.

Kleine Anzahl von Poldis an Pädagogischer Hochschule

Gemäss der offiziellen Statistik sind in der Primarschule derzeit 30 Klassenlehrpersonen gesucht, letztes Jahr waren es noch doppelt so viele. In den Kindergärten und in den Sekundarschulen ist diese Tendenz auch festzustellen, aber weniger ausgeprägt.

Anders sieht es bei den offenen Stellen für Heilpädagoginnen und -pädagogen aus. Auf allen Schulstufen steigt die Zahl der offenen Stellen.

Total gibt es an den öffentlichen Volksschulen im Kanton Zürich momentan noch 233 offene Stellen. Letztes Jahr waren es zum gleichen Zeitpunkt rund 400 offene Stellen. Aber: Ohne die nicht diplomierten Arbeitskräfte wäre heute nicht überall ein regulärer Schulbetrieb möglich.

In der Zürcher Volksschule sind zurzeit über 500 Poldis tätig. Nur ein kleiner Teil von ihnen beginnt eine Ausbildung an der Pädagogischen Hochschule (PH). In den Jahren 2023 und 2024 haben insgesamt 109 Personen ohne Lehrdiplom die Zulassung zum Studium erlangt. «Aufgrund der Minimaldauer eines Studiums von drei Jahren haben noch keine der Studierenden, die vor dem Studium ohne Lehrdiplom gearbeitet haben, die Ausbildung abgeschlossen», teilt die PH Zürich auf Anfrage mit.

Ohne diese Qualifikation werden die Poldis vermutlich der Schule verloren gehen, wenn der Kanton ab dem Schuljahr 2026/2027 deren Anstellung nicht mehr akzeptiert. Dies hat die Bildungsdirektion bereits angekündigt. Die Zahl der offenen Stellen könnte dann wieder ansteigen.

Das bestätigt auch die oberste Zürcher Lehrerin Lena Fleisch: «Es ist zentral, dass Poldis eine Ausbildung absolvieren, um so längerfristig im System verbleiben zu können.» Der Lehrpersonenmangel sei weiterhin eine Realität, welche die Schulleitungen und Schulen «massiv umtreibt».

Auch wenn die Zahl der offenen Stellen derzeit leicht rückläufig sei, wäre die Situation ohne die Poldis «äusserst schwierig», so Fleisch. Das Grundproblem sei nicht behoben. «Dauerhaft Abhilfe gegen den Lehrpersonenmangel würden Verbesserungen im Berufsauftrag für die Lehrerinnen und Lehrer bringen, der im Moment im parlamentarischen Prozess steckt», so Fleisch.

Lehrpersonenmangel: Geografie spielt eine Rolle

Auch Angela Jetter beobachtet die Stellensituation sehr genau. Sie vermittelt Lehrpersonal an Schulen und sagt: «Je nach Schulstandort ist der Druck nach wie vor spürbar.» Geografisch ungünstig gelegene Schulen oder Ballungszentren mit vielen offenen Stellen würden ein Thema bleiben.

Schulen in eher ländlichen Regionen täten sich oft schwer bei der Stellenbesetzung. «Besonders dann, wenn sie nicht gut mit dem ÖV erschlossen sind oder nicht direkt an einen Kanton grenzen, der tiefere Löhne zahlt», so Jetter. Viele junge Lehrpersonen würden die Nähe zur Stadt schätzen und sich kurze Arbeitswege wünschen - idealerweise mit dem Velo. «Das macht es für Randregionen schwer, vor allem wenn zusätzlich das Image der Schule oder der Gemeinde nicht besonders bekannt oder attraktiv ist.»

Hier klafft gemäss Jetter ein Graben: Es gibt «angesagte» Schulen, die kaum Probleme hätten - und andere, die dauerhaft kämpfen müssten. Tatsächlich sind zum Beispiel im Bezirk Dielsdorf oder in Kloten viele Stellen noch unbesetzt, vor allem solche mit einem Beschäftigungsgrad von über 50 Prozent.

Es fehlt also weiterhin an Lehrpersonal. Längerfristig könnte sich die Situation entspannen: Die Geburtenrate im Kanton Zürich sinkt. Bereits wurden in verschiedenen Stadtzürcher Schulkreisen Kindergärten geschlossen. Und wenn es weniger Kinder hat, werden auch weniger Lehrpersonen benötigt.